

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1922

24.9.1922 (No. 39)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

11. Jahrg. No 39



24. Sept. 1922

G. S. / Friedrich Oltmanns' „Pflanzenleben des Schwarzwalds“.

Zu den vielen Verdiensten, die sich der Bad. Schwarzwaldverein seit Jahrzehnten um die Erschließung des Schwarzwaldes erworben hat — wir erinnern nur an die Schaffung der Höhenwege, die Herausgabe einer vielbegehrten Wandertafel und an die Vereinszeitung — hat sich in letzter Zeit ein Werk gefügt, das weit über die Grenzen unseres Heimatlandes hinaus Beachtung und Wertschätzung gewinnen wird. Es ist das vom Verein herausgegebene, von dem bekannten Botaniker an der Universität Freiburg, Professor Dr. Friedrich Oltmanns verfaßte „Pflanzenleben des Schwarzwaldes“ in Text und Tafelband. Schon die Benennung des Wertes deutet an, daß wir es hier nicht mit einem Pflanzenbestimmungsbuch zu tun haben, sondern mit einem Werk über die Entstehung und Entwicklung der Pflanzenwelt im weitesten Sinne, und zwar im „Kampfgelände des Schwarzwaldes“. Und je mehr wir uns in den 700 Seiten starken Textband versenken, desto mächtiger und eindringlicher redet er zu uns, und wir halten oftmals inne, ob der Fülle des Gebotenen. Darum, Leser, folge mir an der Hand dieses Buches zwar nicht zurück zum Chaos, sondern in jenes geologische Zeitalter, das wir zum Ausgang unserer Betrachtung brauchen, in die Tertiarzeit, in der schon Bäume und Sträucher der jetzt noch vorhandenen Arten in üppigster Fülle bei uns gediehen, verschwundene, andere aber jetzt in fernen Ländern, teils in Amerika, teils in asiatischen Gebieten wieder zu finden sind. Wir wissen, daß jener Epoche eine Abkühlung folgte und eine Periode begann, die man gewöhnlich als Diluvium bezeichnet und die soweit ging, daß einerseits vom Nordpol her im Laufe der Jahrtausende sich mehrfach Eisdecken verschoben, deren Größe fast das ganze nördliche Deutschland in Kesseln schlug, andererseits von den Alpen sich ein Gletscherstrom ergoß, der teils aus Oesterreich und Südfrankreich sowie aus dem Rheintal vordringend, sich über den Bodensee bis zu der Schwäbischen Alb ausdehnte. Auch die Schwarzwaldhöhen waren durch die Abkühlung so vereist, daß sich eigene Gletscher bildeten, die tief in die Täler hinabsiegen. In ihrem Leben bedroht, flüchtete die Pflanzenwelt in die noch freien mitteleuropäischen Gebiete, siedelte sich hier an und vermischte sich mit der einheimischen Flora. Wohl bestanden noch in den niederen Lagen Wälder neben Mooren, Nieden und Sümpfen, auch ganz bestimmte Arten höherer Pflanzen, wie Zwergbirken und Polarweiden, sind nachgewiesen (Dryasflora). In den Nieden und Sümpfen lebten Moose und Flechten, von denen in Baden nur noch das Laubmoos (*Hypnum trifarum*) im Wollmatinger Nied vorhanden ist. An Tieren finden wir, ebenfalls vertrieben durch das nordische Eis, das Renntier, das Schneehuhn, den Eisfuchs, den Polarhasen und den Lemming. Wie lange die Umklammerung des Kontinents durch den Eisgürtel gedauert hat, ist nicht zu sagen, er ist durch ein wärmeres Klima langsam verschwunden. Die Gletscher sind zurückgegangen und haben ihre Pflanzen, die sie beim Vorstoß vor sich hergetrieben haben, wieder mitgenommen. Zurückgelassen haben sie aber ihren Schutt, ihre Moräne und Klare und einen kleinen Rest von Pflanzen und Gewässern, die sich an Klima und Boden angepaßt und ihren Standort behauptet haben. So blieb besonders eine Anzahl von

Moospflanzen hängen, wie verschiedene Arten von Seggen, Vinsen, Wollgräsern, die Dotterblume, Bitterflee, Sonnentau, Sumpfschneide, Moosbeere, der wilde Rosmarin, die Sumpfschneide u. a. Sie alle sind in unseren Mooren jetzt noch zu finden und in Mittelbaden z. B. in Schönheit im Wisseemoor auf dem Kaltenbrunn erhalten geblieben. Noch zahlreiche andere Pflanzen erwiesen sich als Reste aus der Eiszeitflora, wir finden sie in den Mooren des hohen Schwarzwaldes und des Oberlandes, besonders reich aber in der Baar bei Donaueschingen, Geisingen, Hinfchingen, im Donau-Gauchaß und Wutachtal, an den Hängen des Felsberges und des Belchens. Dort haben sie ein Klima, das ihrer ursprünglichen Heimat ähnelt: früher Winter mit Schnee und später Sommer. Wer einmal zur Frühlingszeit in den Alpen war, erkennt sie sofort wieder. Wir erwähnen nur den kleinen blauen Frühlingsenzian, die Mehlprimel, die verschiedenen Anemonen, die Silene, die Alpenbartschneide, den gelben Enzian, verschiedene Steinbrecharten, die schöne gelbe Trollblume, die fleckliche Soltdanelle (diese nur an wenigen bestimmten Stellen am Felsberg), die kleine Glockenblume (nur im Donautal, in der Wutachschlucht und am Felsberg), das Heidekraut, der Wacholder, die Schafgarbe, den Farnfuß, das Windröschen, der Sauerflee und die Einbeere. Auch die Bäume stellten sich wieder ein oder entwickelten sich aus Zwergformen zum Niederwald (Birken, Eichen, Erle), und schließlich wagten sich wieder die Fichte und die Tanne, die Kiefer und die Eiche an ihren alten Standort.

Der Verfasser führt uns weiter durch Jahrtausende in die der Eiszeit folgende „Steppenzeit“ mit ihrer Umwandlung des Landschaftsbildes durch klimatische Einwirkungen in die waldarme Steppe mit ihren heißen und regenarmen Sommern. Er zeigt uns die Entstehung der Köpplandschaft, die wir jetzt noch in unserer Heimat, besonders deutlich im Kraichgau und an den Westhängen des Schwarzwaldes mit dem Kaiserstuhl, sehen. Die Flora, die jetzt das Landschaftsbild bestimmt, war ganz anderer Art. Sie entsprach der Steppenflora des Ostens und wird als „pontische Flora“ bezeichnet. Auch von dieser Flora sind zahlreiche Pflanzen noch vorhanden, die unsere Acker und Wiesen bewohnen, besonders aber die Hänge der Berge und die Matten schmücken. Dierher gehören u. a. die prächtige, schon im Vorfrühling erkeinnende, Küchenwicke (besonders schön auf der Mondhalbe am Kaiserstuhl und in der Baar), die große Anemone, die verschiedenen Fingerkräuter, der Dill, verschiedene Geranien und Orchideen, Schafgarbe, Gänsefuß, Kamille, Graslilie, Akelei, Glockenblume, Kornblume, Kornrade, Wollschneide, Augentrost, Bergasterkraut, Ehrenpreis und viele andere. Auch der Westen vom Atlantischen Ozean her entsandte eine Pflanzenwelt zu uns. Typisch ist hier die Stechpalme, daneben der rote Fingerhut, Geißblatt, Besenginster, der Salbeigamander.

Wir sind noch nicht am Ende der natürlichen Entwicklung. Die Geologen belehren uns, daß eine zweite und vielleicht eine dritte Eiszeit mit darauffolgender Steppenzeit eintrat, und es ist anzunehmen, daß sich mit dieser die Pflanzenwanderungen wiederholten. So ist nicht erwiesen, ob die Pflanzen einer früheren oder späteren Zeitperiode angehören.

Nach und nach tritt der Mensch auf, dessen Heimat in die Steppe verlegt wird oder wenigstens in waldfreie Gebiete. Ob dieser Mensch der Schilderung in Haydns „Schöpfung“ entsprach, also „mit Würd' und Hoheit angetan“ und „mit Breitgewölbe-euhäbener Stirn“, mag nach den Funden, die von Resten des Menschen in fossilem Zustand gemacht wurden, flüchtig bezweifelt werden. Mit seinen primitiven Werkzeugen aus Stein konnte er sich wohl nur außerhalb des Waldes halten und er war genötigt, sich mit seinen Haustieren (Renntier, Rind, Schaf, Ziege, Hund), in Gebieten aufzuhalten, die ihm für seine Sicherheit genügend Schutz boten. Zu wandernden Stämmen schloß er sich an (Kisten, Alemannen) und er führte ein primitives, nur auf die Erhaltung seiner Existenz gerichtetes Leben. Langsam wurden die Stämme sesshaft, und es trat damit eine Vermehrung ihrer Angehörigen ein, die sie nötigte, nach weiterer Nahrung zu suchen, als sie ihnen das wenig fruchtbare und beschränkte Gelände bot. Wir kommen nach und nach in die historische Zeit mit ihren Siedelungen und mit ihren Kämpfen um Macht und Brot. Die Römer treten auf. Wald, Wiesen und Acker werden bewirtschaftet, die Ebene reicht nicht mehr für die Lebenshaltung, Täler und Hänge werden aufgeschliffen, Rodungen von Wald vorgenommen; der Anfang unserer Zeitrechnung beginnt.

Wald steht bei uns die Christianisierung durch irische Bischöfe (Birmin, Columban) ein, es entstehen Klöster mit dem Charakter um das Jahr 700 (St. Blasien, Reichenau), die Siedelungen werden durch sie weiter ausgebaut, andere neu gegründet und erhalten. Der Wald wird gerodet und durch Acker und Weidenland ersetzt. Im Schwarzwald erfolgte die Besiedelung von Osten her über die Saar und das Nagoldtal. Kloster-siedelungen wurden vielfach nach Heiligen benannt, andere erhielten Baum- und Waldnamen, wieder andere Verbindungsnamen, die mit der Arbeit des Rodens (Reute, Ebenrot, Pfaffenrot) zusammenhängen. Wer die Schwarzwald-Vereinskarte genauer ansieht, wird unschwer finden, wo einmal gerodet wurde.

War der Wald einmal frei, so wurde er auch bald seinen Feindern dienlich gemacht; bot er doch ungepflügt so vieles, was für den damaligen Menschen die Befriedigung seiner Notdurft bedeutete. Es trat ein Raubbau ein, gefördert durch die erwachenden Gewerbe der Holzverkäufer (Wäperei), durch die Waldmast und Weidwirtschaft, die Harzgewinnung, das Wäp-brennen für die Glashütten (Pottasche aus Buchenholz), den Raub des Raubstieres (heute noch ein Gebiet, das alljährlich den Landtag beschäftigt). Die Holzflößengewinnung und der einseitige Bergbau mit seinem großen Bedarf an mineralien-schmelzendem Holz (Buchen) sorgte für das übrige. Hätten nicht schon früh obrigkeitliche Hemmungen diesem Raubbau gesteuert, so hätten wir wohl an Stelle unseres herrlichen Gottesgartens ein laßles und unwirtliches Gebirge. Der Fortschritt der chemischen Wissenschaft, besonders aber die Umgestaltung der Verkehrsverhältnisse durch die Eisenbahnen mit dem Kohlenbergbau brachte unserem Wald mächtige Erleichterung, der Holzbedarf für Brennzwede und für die Industrie ging zurück, unser Wald wurde erhalten und ließ den forstlichen Betrieb endgültig zu. So steht er jetzt da in seiner Schönheit, trotz aller Anfeindungen, deren er im Gange der Jahrhunderte ausgeht war. Zwar fehlen ihm ganze Arten von Bäumen, mit denen er sich früher schmückte oder es ist ihr Bestand gelichtet. Verschwinden sind die Linden, verdrängt die Eichen, die wilden Rüschchen, Nessel und Birnen, ebenso die Hainbuchen, Birken, Eichen, Erlen, Lärchen, Epen und Ulmen; diese nehmen nur noch bestimmte Plätze ein. Und manch Kränkchen und manche Staude, die am Waldrand das Dasein fristete, wird verschwinden sein. Was uns aber in unserem Wald noch übrig blieb, ist dank der Hoge und Pflege unserer Forstschutzbehörden und der von ihnen besorgten Auslese in den Anpflanzungen von solcher Erhabenheit, daß wir in seinem Schatten in lustiger Bergeshöhe uns des „grünen Zeltes“ von Herzen erfreuen dürfen.

In den waldfreien Gebieten sehen wir jetzt an Stelle der früheren Brach- und Dedländer, der Moore, der fast ertrag-

losen Hänge und der versumpften Niederungen neben den Weisen unsere jag. Kulturpflanzen, Getreide, Kartoffeln, Rüben, Futter-, Del- und Faserpflanzen (Hanf und Lein), Tabak, Reben, Obstbäume und Gemüsepflanzen. Sie alle sind nicht aus Zufall bei uns heimisch geworden, über ihr Herkommen bestehen vielfach noch Zweifel. Das Getreide stammt aus dem Orient und ist schon sehr frühe durch die Einwanderung völkischer Stämme zu uns gekommen. Der Weinstock wurde erst im siebenten Jahrhundert durch die Klöster bei uns angepflanzt. Ihren Siegeszug durch die Jahrhunderte hat die Rebe trotz mancherlei Anfeindungen, wie die Kartoffel und der Tabak, bis jetzt behauptet, und es ist nach diesen jahrhundertlangen Erfolgen gerade dieser Kulturpflanzen kaum anzunehmen, daß es den Amerikanern gelingen wird, das zurzeit sovielso ausgegangene Deutsche Reich auch noch zu „entalkoholisieren“.

Auch den Tierpflanzen unserer Gärten und den Unkräutern, von denen kein Acker, kein Garten, kein Weinberg frei ist, und die, wie ein altes Buch uns berichtet, im Gegenfatz zu den von Gott erschaffenen heilsamen Kräutern der Teufel geschaffen hat, widmet Oltmanns ein Kapitel. Hätte er dem in Mittelbaden bis zum Ueberdruß in Gärten und Aekern wuchernden Franzosenkraut (*Galinsoga parviflora*) verständnisvoll ein wenig mehr als 1/2 Zeilen gewidmet, so wäre er hier des Beifalls seiner Verehrer von vornherein sicher gewesen. Wen es interessiert, was auf und um den Schutthausen und den Durgastätten alles wächst und warum von einzelnen Gewächsen gerade diese Plätze aufgesucht werden, kommt auf seine Rechnung bei dem Kapitel „Ruderalpflanzen“, und wer die Eindringlinge aus fernen Ländern kennen lernen will, die mit dem Schiffsbau zu uns gekommen sind, und sich an den Rheinhäfen und Bahndämmen mit mehr oder weniger Erfolg im Laufe der Jahre entwickelt haben, findet in dem die Unkräuter schließenden Teil „Ballastpflanzen“ der Geschichte der heimischen Flora den gewünschten Aufschluß.

In den weiteren Abteilungen entwickelt Oltmanns bis ins Einzelne die Bestandteile der Schwarzwaldflora nach Gebieten und Arten und nimmt uns auch auf Wanderungen mit. Er geht auf den Aufbau, auf die Ursachen der Wald- und Baumverteilung, auf das Leben des Waldes und der waldfreien Gebiete ein, wobei uns besonders seine Schilderungen über die Entstehung der Moore und deren Florenleben fesselt. Wir sehen, welcher Einfluß die geologische Formation der Erdkruste auf das Pflanzenleben ausübt, wir wandern mit ihm durch die Wälder der Hochfläche, durch Schluchten, Holzwege und über Abhängungen, sehen die Blumenarten der schattig-feuchten Wälder, der sonnig-trockenen Hügel, der Matten und Wiesen und lernen die Beziehungen kennen, die Urgestein und Kalk (Jura) mit den Pflanzen verbindet, kurz, die Abhängigkeit von Klima und Boden und die Schutzvorrichtungen und Anpassungsfähigkeiten bei den jeweiligen Standorten.

Ganz besonders wertvoll ist die Literatur, die Oltmanns den einzelnen Kapiteln anfügt. Der umfangreiche II. Band, das Tafelwerk, enthält in 200 losen Blättern etwa 260 teils farbige, teils in schwarzer Federzeichnung gehaltene Pflanzenbilder, die in unmittelbarer Beziehung zum Text des I. Bandes stehen. Die nach der Natur aufgenommenen Bilder verdanken wir einer Anzahl von Künstlern und Freunden, die ihre Kunst kostenlos in den Dienst der Sache gestellt haben. Den Schluß des Tafelbandes bilden fünf farbige und zwölf einfarbige Karten über die Verbreitung der Pflanzen und die verschiedenen Florenreiche und Gebiete, teils in Baden, teils auf dem europäischen und asiatischen Kontinent, ein Anschauungsmaterial, das das ganze Werk für den Laien in der sinnvollsten Weise auch zu einem wertvollen Nachschlagewerk macht.

Was in Oltmanns Arbeit in jahrzehntelangem Schaffen zusammengetragen ist, zeugt von einer verständnisvollen Liebe zu unserer schönen Heimat, und kein Leser wird das Werk aus der Hand legen, ohne freudigen Dank für das uns in so reicher Fülle und in so entsprechender Weise zuteil gewordene wertvolle Geschenk, Waldheil!

Hans Drollinger / Herbst.

Mit bunten Farben hat die Welt
Sich heiter aufgeschmückt,
Weil sie nun frohe Ernte hält
Mit Früchten reich beglückt.

In blauer Luft weh'n Spinnweb zart,
Die Sonne lacht blüßklar,
Und lärmend rüstet sich zur Fahrt
Der Vögel leichte Schar.

Noch liegen Wiesen goldengrün
In Herbstduft eingewebt,
Wo letzte Blumen freudig blühen,
Ein Schmetterling noch schwebt.

Das Feld, der Wald in Farben loht,
Soweit das Auge schweift,
Und doch hat schon der blasse Tod
Das Leben leicht gestreift.

Und für der Erde prangend Kleid
Und Blütenwohlgeruch,
Hält er ganz leise schon bereit
Des Rebels Leichtentuch.

Wald schließt er ihr die Augen zu,
Die noch von Sonne warm,
Dann schläft sie ein in müder Ruh
In seinem Arm.

Heinrich Bierordt / Jules Favre's Tränen.

Nichts hat Favre's Ruf und Andenken mehr geschadet, als die Tränen, die ihm in die Augen traten, da er Bismarck mit der Machtfülle des Siegers die Demütigung des Landes fordern hörte, als dessen Vertreter er dastand. Man mußte zwei Jahrzehnte nichts anderes von ihm als die Räderlichkeit: ein Diplomat, der weinte, ... Und so ging es sein Lebenlang. Die Menschen hängen härter für ihre auten Eigenschaften als für ihre Fehler.
Aus „Miniaturen“ von Georg Brandes.

Keine Schmach ist's, keine Schande,
Dem besiegten Vaterlande,
Wenn im Schmerz das Herz versteinte,
Heiße, man n e s a u g geweinte
Tränen, trauervoll zu weih'n:
Solche leidvergoßnen Zähren
Blüh'n als funkelndes Gestein
Ueber niedern Erdenphären,
Wie ein duff'ger Himmelsstreif
In der Bürgerkrone Reif . . .

Höhnendem Spötteln,
Blämischer Betteln,
Ach, warst du ausgefetzt,
Jules Favre, bis zuletzt,
Dulderjahre durchleidend gehezt,
Weil du gen Bismarck's Titanentrog
Nicht gewuchert als fühlloser Klotz,

Weil als menschlichster deiner Volksgenossen,
Die haßerstarrt nur und racheverdrossen,
Du Zähren vergossen
Im Völkerstreit!
Zähren, die du deinem Frankreich geweiht,
Zähren, dich schmückend für alle Zeit
Mit dem Stirnband goldener Menschlichkeit . . .

Kein Schmach ist's, keine Schande,
Dem zertret'nen Vaterlande,
Wenn das Herz im Schmerz versteinte,
Heiße, man n e s a u g geweinte
Tränen trauervoll zu weih'n!
Solche demantblanken Zähren
Leucht'ey hell als Edelstein
Ueber dunkeln Erdenphären,
Auf des Bürgerruhmes Kranz
Wie der Tau im Morgenglanz!

Erika Schmittenner / Der vertauschte Tod.

Es war zu der Zeit, da das heilige römische Reich deutscher Nation noch in Blüte stand und selbst die kleinste Stadt in Mauer und Ringma. Da geschah es einmal, daß in einem kleiner witzigen Gemeinwesen die ehrsame Bürgererschaft zweimal in einer Woche in Erregung und Schrecken versetzt wurde.

Am Sonntag bei schönstem Wetter und bei hellstem Sonnenschein hatte der Gänsehirt, ein alter freundlicher, aber eigenwilliger Mann, versucht, seinem Leben dadurch ein Ende zu machen, daß er in den kleinen Teich stieg, der sonst an Wochentagen seiner gesiederten Gefolgschaft zum Tummelplatz diente. Aber das Wasser war ihm, der doch kaum fünf Schuh maß, nur bis zum Halbe gestiegen und so hatte man ihn trotz seines Sträubens aus Trockene und ins Leben zurückgezogen. Um ihn an weiteren Versuchen zu hindern, und weil er durch sein Vorhaben die Ruhe und Ordnung der Stadt gestört, ward er einstweilen in den Turm gebracht, wohin ihm eine große Schar von Kindern und neugierigen Frauen das Geleite gab.

Noch wurde daselbst der nie dagewesene Fall, daß einer den Tod freiwillig suchte, eifrig in der ganzen Stadt besprochen, als in der dritten Nacht darauf ein neues Ereignis eintrat, das die Bürger aufschreckte.

Einer der Rathsherrn hörte spät abends ein sonderbares Geräusch in der Kammer neben der seinen, und unter der Bettdecke vor Angst zitternd, flüsterete er seiner Frau zu, sich ja muckstill zu verhalten. Sie horchten angestrengt und vernahmen, wie drinnen einer mit einem schweren Instrument hantirte, und beides stand vor Augen, daß nun gleich die Truhe aufspringen würde, in der all ihr Geld und ihre ganzen Haßseligkeiten lagen. Nach einer Weile ward es still, aber auf einmal hörten sie drinnen aus dem Stall, wo der Knecht schlief, Bärmen, das näher kam die Treppe herauf. Da ging auch schon die Thür auf und ein Madu taumelte in das Zimmer, den ein anderer hinten am Kock gefaßt hielt, und eine zornige Stimme rief: „Da hab' ich den Schuft!“

Der Rathsherr und seine Frau waren so weit als möglich gegen die Wand zurückgewichen und starrten schreckensbleich in das truppige Gesicht des Einbrechers, das vom Vollmondschein, der durch das Fenster kam, hell beleuchtet war. Dann fielen sie sich endlich Mut, stürzten durch das Zimmer und schrien Zetermordio auf die Straße hinaus. In den Häusern der Nachbarschaft blitze Licht auf, Menschen traten auf die Straße heraus, die Scharwache eilte herbei und zehn Minuten später war die ganze Stadt erwacht. Und als der Dieb schon längst bei dem anderen Gefangenen im Turme saß, gingen die guten Bürger noch ängstlich in ihren Häusern umher und sahen in jedes Zimmer und klopfen an jedem Schloß.

Am andern Morgen trat der Rat der Stadt zusammen um über das, was sich zugefallen, zu sprechen und das Urtheil zu fällen. Nun saß zwar der lebensüberdrüssige Gänsehirt schon seit drei Tagen hinter Schloß und Riegel und harrete des Beschlusses über sein ferneres Schicksal, aber an ihn dachte jetzt niemand, so erfüllt war alles von dem gräßlichen Ereignis, das einen aus ihrer Mitte betroffen hatte. Der Rathsherr selber trug eine dicke Binde über seinem einen Auge, da es sein Ehrgeiz nicht ertrug, gänzlich unverletzt zu erscheinen, da doch sein Knecht, dem sein Gegner, als er sich loszureißen versucht hatte, mit dem Stiefelabsatz gegen die Rippen getreten war, eines Vaders bedurft hatte.

Der Malefizant war aus dem Turm herbeigeführt worden und stand als ein kläglich zusammengebrochenes Menschenstück vor dem hohen Kollegio. Wie er hieß, woher er stammte, was

er sei, war nicht aus ihm zu erfragen. Da man aber sicher war, das letztere wenigstens dahin beantworten zu können, daß er ein Epibube sei, so wurde das Urtheil bald gefällt, und von Rechts wegen hätte der arme Teufel gleich vom Ratzzimmer nach dem Galgen gehen können. Aber es gab sich, daß der Henker seit dem gestrigen Abend über Land war, um seine Tochter einem Berufsgegenossen in der Nähe zu verheiraten. Sein zwölfjähriger Sohn war allein zurückgeblieben und zwar schon wohl fähig, in untergeordneten Handhabungen seinen Vater zu vertreten, doch noch zu jung, um jetzt schon des höchsten Amtes zu walten. Es wäre aber auch zu grausam gewesen, den Henker von der Hochzeitsfeier wegzuholen, zumal ja niemanden dadurch geschadet wurde, wenn der Beurtheilte noch die zwei Tage länger lebte, die der Henkersmann sich als Urlaub ausbedungen hatte. Und so ward der Dieb in den Turm und zu seinem traurigen Kameraden zurückgebracht.

Eine Viertelstunde später erschien der Pfarrer, um den Malefizanten auf den Tod vorzubereiten, geriet jedoch in Verwirrung, als er sich zwei Gefangenen gegenüber saß, von denen der eine sterben sollte und nicht wollte, der andere hingegen sterben wollte und nicht sollte. Es war auch der Raum zu klein, als daß er hätte den einen Sänder allein vornehmen können, und was er diesem zu sagen hatte, das paßte nicht auf den anderen. So machte er seine Sache kurz ab und trollte sich nach einigen dürren Ermahnungen davon. Und dem armen Teufel, der ehrfürchtvoll zugehört hatte, war das recht lieb, denn er schenkte sich vor dem heiligen Mann, der so ernst ausah und so unverständliches Zeug redete. Da war das, was sein Kamerad ihm zu sagen hatte, so um vieles tröstlicher und erbaulicher als die Verprechungen der Kirche, um die er sich bisher noch nie bekümmert hatte.

Die beiden Gefellen saßen nebeneinander auf der Bank und aßen aus einer Schüssel und vom gleichen Laibe Brod. Es war so still und friedlich um sie her und sie sprachen von ihrem Leben und ihrem Leid, und jedem dünkte das Los des anderen beneidenswert. So verging der Tag, das Abendrot schien durch das Fenster, und dann kam die Nacht. Aber während der arme Sänder schon längst im festen Schlaf das Schicksal, das ihm drohte, vergessen hatte, lag sein lebensüberdrüssiger Kamerad wach auf seinem Strohsack, denn in seinem Gehirn bohrte ein Gedanke.

Und als am andern Morgen der halbblinde Schließer das Frühstück brachte, da war sein Entschluß gefaßt. Es war aber gut, daß er noch einen ganzen Tag und eine ganze Nacht vor sich hatte, um den anderen zu überzeugen, was für ein Leichtes es sei, daß ihnen beiden geholfen werde. Denn der arme Teufel, der nichts weiter zu schätzen wußte als sein Leben und dem noch nie irgend ein Mensch etwas zu Liebe getan hatte, konnte es nicht fassen, daß da einer war, der wirklich sterben wollte und noch dazu für ihn. Aber schließlich, als der andere ihn flehentlich bat und nicht nachließ, immer wieder von neuem ihm vorzustellen, wie innig er den Tod ersuchte, da schmolz sein Herz und in selbiger Rührung fiel er seinem Kameraden um den Hals und versprach ihm alles, was er wollte.

Am andern Morgen zu früher Stunde ging der Schließer selber aus, um den Henker zu benachrichtigen, daß seit zwei Tagen ein armer Sänder auf ihn warte. Er fand den Mann, der in der späten Nacht erst zurückgekommen war, noch schlafend und machte sich daran, ihn zu wecken. Erst nach einiger Mühe gelang es, dem noch halb Trunkenen klar zu machen, daß man seiner bedürfte, ihn zu bewegen, aufzustehen und zu veranlassen, sein notwendiges Gerät zusammenzupacken. Ein Glas Brantwein

half dann noch vollends die von den Nachwehen der Hochzeitsfeier getrübbten Sinne aufzuhellen.

Als der Henker an der Thür des Turmgemaches pochte, um sein Opfer abzuholen, nahm drinnen der eine der Gefangenen zärtlichen Abschied von seinem Kameraden, dankte ihm noch vielmals für die Gnade, die er ihm erwiesen und wünschte ihm alles Glück für sein ferneres Leben. Dann schlüpfte er hinaus zu dem Mann vor der Thür, der ihn erstaunt betrachtete, da er in ihm den Gänsehirt der Gemeinde erkannte. Aber da es in dem Kopf des Henkersmannes noch ein wenig wirr war, er sich auch erkam, daß dieser Gesell vor einigen Tagen die Stadt in Unruhe versetzt hatte, so glaubte er, daß das schon der Richtige sei, zumal er ihm ja gutwillig und ohne Widerrede folgte. Vor dem äußeren Tor warteten Gericht und Geiseltreue, um dem Verbrecher auf seinem letzten Gang das Geleit zu geben. Der Pfarrer starrte den Missethäter groß an und wunderte sich, daß dieser der zum Tod Verurteilte war, hatte er doch den anderen dafür gehalten. Aber ganz klar war er sich nicht, dachte überhaupt nicht gern an die Predigt, die er den Schelmen gehalten und an die Verwirrung, in die er geraten war, und beschloß abzuwarten, ob etwa die beiden Rats Herrn etwas gegen den Mann einwenden würden. Diese aber hatten im Gefühl ihrer Würde und im Bewußtsein, daß die Augen der Menge ebenso sehr ihren Anspitz wie die Mienen des Verbrechers beobachteten und begutachteten, auf das Häufchen Elend, das sich zur Thür herausdrückte, kaum ein Auge geworfen und schritten stolz dem Zuge voran, der sich über die herabgelassene Brücke in das freie Feld hinaus wand. Das Volk aber, die Kinder, die vorausstiegen, die Erwachsenen, die hinter dem Henker und seinem Opfer herharrten, und die alten Weiblein, die ganz am Ende trippelten, kümmerten sich auch gar nicht darum, wer der Galgenpräsident war und wunderte sich gar nicht, seinen Gänsehirt als solchen zu sehen. Ihm war nur das Schauspiel wichtig, das jetzt draußen vor sich gehen sollte.

Auf dem Galgenstuhl angekommen, dankte der Schelm dem Henker für das, was er jetzt an ihm vornehmen wollte, betete noch ein wenig mit dem Pfarrer, der ganz erbaut war über das ergebene Opfer und ihm das Himmelreich versprach, trug Grüße an seinen Kameraden im Turm auf, beugte freundlich die Lippen und sprang in den gewünschten Tod hinab.

Darnach wurde noch ein Protokoll aufgenommen über den Vollzug des Urteils und dann kehrten die Leute, die es in dem frühen Morgenwind zu frühesten begann, in die Stadt zurück. Am Schluß war nur noch der Henker da. Als er alles, was Rechts war, getan, holte er sich auf dem Rathhaus die Extrabefehdung, sprach noch einmal im Turm vor, um die letzten Grüße des Toten zu überbringen und schlief dann den ganzen Nachmittag über und die ganze Nacht hindurch bis in den Morgen hinein.

Es geschah, daß sich der Rat an diesem Tage des Gefangenen erinnerte, der noch immer im Turme saß und daß er beschloß, heute über diesen das Urteil zu fällen. Aber wie erstaunten die hohen Herren, als vor ihnen der Missethäter erschien, über den sie vor drei Tagen den Stab gebrochen hatten und von dem sie glaubten, daß er inzwischen den Weg über die freie Luft ins Grab genommen hätte. Sie fragten hin und her, und da der arme Teufel sogleich die ganze Wahrheit sagte, war es bald am Tage, daß einer gegen ihren Willen den Tod sich erworben hatte, während ein anderer ihrem Spruch zuwider am Leben geblieben war. Sie ließen den Gefangenen einzuweisen abführen, um über den rechtswidrigen Fall eingehend zu beraten. Den nutzlosen Streit, den Sündenbock zu finden, unterbrach der Bürgermeister gar bald, indem er darauf hinwies, daß das Geschehene ja nicht mehr zu ändern, daß man aber nun entscheiden müsse, wie in dem verwickelten Fall weiter zu verfahren sei. Einige der Rats Herrn, und vor allem der meist betroffene, der den Schrecken, den er gehabt und das Schmerzensgeld, das er seinem Knecht hatte zahlen müssen, nicht vermeiden konnte, waren der Ansicht, daß die ganze Strenge des Gesetzes sich jetzt über den doppelten Verbrecher ergießen müsse. Der Bürgermeister aber, und ihm schloß sich die Mehrzahl an, wollte Gnade für Recht ergehen lassen, vor allem, da es seit Jahren nicht vorgekommen war, daß innerhalb einer Woche zwei Schelmen hatten am Galgen enden müssen. Als man sich nun darüber einig war, dem Sünder das Leben zu lassen, galt es noch, sich darüber schlüssig zu werden, was nun weiter zu geschehen hatte. Im Turm konnte

er auf die Dauer nicht bleiben, ihn einfach aus der Stadt verbannen hieß aber, ihn in die Häuser der Bauern und erst recht in den sicheren Tod jagen. Da fiel einer auf den Gedanken, dem heimathlosen Gesellen das Amt zu geben, das der Mann, der gestern am Galgen gestorben war, befehlen hatte. Und da keiner einen besseren Rat wußte, fand dieser freundliche Vorschlag bald allgemeine Billigung. Der hohe Rat ließ den armen Schelmen, der inzwischen gezittert hatte vor Angst, daß das Todesurteil nun dennoch an ihm vollzogen würde, zur Sitzung kommen und teilte ihm mit, daß die Gemeinde ihn als Erben des toten Gänsehirtens anerkenne und daß er hinfort die gefiederte Schar zu betreuen habe. Da wußte der nicht, was ihm geschah, und als er gar in die Hölle geführt wurde, die kein Vorgänger befehlen und zum erstenmal in seinem Leben ein Dach über sich hatte, das er das seine nennen konnte, da kannte seine Freunde keine Grenzen. Den ganzen Nachmittag saß er im Sonnenschein auf der Bank und blickte fest vor sich hin. Und als die Sterne am Himmel aufzogen, nickte er ihnen zu, denn ihm war, als habe er sie noch nie so blihen sehen wie in dieser Nacht. Und da der nächste Tag ein Sonntag war, so verbrachte er ihn wieder vor seiner Hütte und grüßte jeden, der vorüber ging, um den seltsamen Gesellen zu sehen, freundlich und demüthig.

Am Montag früh zog er mit seiner Schar Gänse hinaus zum Teich, sah zu, wie sie im Schlamm wühlten und auf dem Wasser schwammen, als das Mittagewahl, das man ihm mitgegeben hatte und kehrte, als es Abend war, mit seinen Schutzbesohlenen zur Stadt zurück. Am Dienstag tat er wie am Tag vorher. Am Mittwoch schlief im Hause des Vormittags das Wetter um, der Himmel überzog sich mit Wolken, und bald begann es zu regnen. Da fiel dem Gänsehirt sein toter Kamerad ein, und er dachte daran, wie oft der wohl so am Wasser gefessen und in den trüben Himmel mochte geblickt haben, und er bekam Heimweh nach ihm. Er sah in den Teich, aus dem die grauen Wolken quakten, blickte nach den Gänsen, die zusammengedrückt am Ufer lauerten, und seufzte. Und dann dachte er daran, daß sein Vorgänger in dieser Pfütze da den Tod hatte finden wollen. Zuerst mußte er darüber leise lachen, aber dann ward er ernst, und ein seltsames Gefühl überfiel ihn, in den Teich zu steigen, nach und schmutzig war er ja schon. Er tat einen ersten Schritt hinein und einen zweiten und hielt dann inne. Auf seinen Stock gestützt beugte er sich vorwärts. Leise rieselte der Regen vom trüben Himmel herunter und die fallenden Tropfen bildeten Ringe auf der Wasseroberfläche, so daß das Spiegelbild des Gesellen mit den kleinen Wellchen verschwamm. Und es war ihm, als winkte ihm sein Kamerad aus der Tiefe. Die Sehnsucht überwältigte ihn nach dem einzigen Menschen, den er lieb gehabt, er ließ den Stock los, verlor das Uebergewicht, stürzte nach vorn, glitt mit den Füßen auf dem schlüpfrigen Grund aus, strampelte ein wenig, schluckte und verschwand.

So geschah es, daß die Gänse, als der Abend herankam, allein den Müchweg antraten, und in der Stadt kein Gänsehirt erschienen. Erst am anderen Morgen vermißte man ihn, machte sich auf den Weg, ihn zu suchen, und da am Ufer des Gänsepfühls eine Mühe lag und ein nur halbwegsgeessener Suppennapf, da begann man zu ahnen, daß der Besitzer dieser Schätze nicht weit sein könne, und es dauerte auch nicht lange, so hatte man ihn gefunden. Die nichtgeleerte Schüssel, die er zurückgelassen, bewies den guten Städtern genugsam, daß er nicht freiwillig aus dem Leben gegangen war, wenn auch niemand verstehen konnte, wie er sein Ende gefunden und die Abergläubischen viele Zuhörer fanden.

Feierlich trug man ihn zu Grabe, und der Pfarrer, der ihn im Leben nicht hatte trösten können, hielt ihm wenigstens einen erhebenden Leichentext.

Mancher in der Gemeinde aber atmete auf, denn es gab kaum einen, der nicht am Abend ängstlich nachgezählt hatte, ob auch alle seine Gänse zurückgekommen, und gar mancher war in der Nacht erwacht, weil er glaubte, der neue Gänsehirt rumvorne draußen in seinem Stall.

Drüben aber irgendwo in der Ewigkeit saßen die zwei Kumpare wieder auf einer Bank beieinander. „Du liegst drinnen in meinem Grab,“ hatte der zuerst Angekommene scherzend seinen Freund begrüßt. „Du hast es ja auch so eilig gehabt, in meinem Platz zu nehmen,“ entgegnete der frühere Bagabund festlich lachend.

Früh Ludin / Weihe der Minne.

O du himmlische Minne,
du wandelst die Sinne,
löschst düstere Glut,
stillst irdische Flut,
und was ich ersinne
und immer beginne,
wird reiner und heilig und gut!

Ihr finsternen Mächte,
ihr Schatten der Nächte
von Fesseln befreit,
in Minne geweiht,
mit leuchtenden Kerzen
im helleren Herzen,
segne ich Opfer und Leid!

So nah' ist das Ferne;
Es blühen die Sterne
im funkelnden Tau,
wie Blumen der Au.
Und Nahes wird ferne:
Es leuchten wie Sterne
die Augen der minnigen Frau!